

Sprachgewaltige Höllenfahrt

Ein grosses Prosapoem von Elke Laznia

Karl-Markus Gauss · Österreich ist die Heimat einer spezifisch regionalistischen Antiheimatliteratur, in der es sich nicht wenige Autoren geradezu gemütlich eingerichtet haben. Hatten Hans Lebert oder, eine Generation später, Franz Innerhofer mit Wut und Unbestechlichkeit noch einem realen Österreich den literarischen Prozess gemacht, verkam die Schelte der Heimat, die Verdammung der ewigen Provinz nach ihnen bald zur öde leiernden Routine. Längst geht es in den seriellen Höllenfahrten nicht mehr darum, ein konkretes Land mit seiner widersprüchlichen Geschichte zu erkunden, sondern darum, aus den bekannten Versatzstücken immer wieder die alte Kulisse aufzubauen, vor der Klischees als Kritik inszeniert werden können. Eigentlich ist die Antiheimatliteratur also eine langweilige Angelegenheit, mit der monoman die vermeintliche Idiotie des Landlebens, ein gewissermassen genetisch verwurzelter Faschismus der Österreicher angeprangert werden.

Eigentlich. Denn manchmal geschieht das Unerwartete, dass ein junger Autor, eine bisher unbekannte Autorin mit einem Buch antritt, dessen Inhaltsangabe alles zu vereinen scheint, was die Antiheimatliteratur so ärgerlich vorhersehbar macht, und das doch mit seiner sprachlichen Kühnheit oder stilistischen Originalität überzeugt. Schon mit den ersten Sätzen ihres Buches «Kindheitswald» weiss die 1974 in Klagenfurt geborene Elke Laznia zu faszinieren, es ist diese Sprache, wuchtig und wild, direkt, mitunter pathetisch, die einen sofort in Bann schlägt. Vor über dreissig Jahren hat ein Säufers, der die Ehefrau prügelte, den Sohn und die Tochter niedermachte und sein Geschäft in die Überschuldung trieb, die Familie verlassen; er ist einfach verschwunden, hat versucht, sich «die Vergangenheit wie mit einem Lauskamm aus den Haaren» zu kämmen. Jetzt stirbt er und wünscht sich, die Tochter möge ihn am Sterbebett besuchen, ihm verzeihen und die Absolution erteilen. Die Ich-Erzählerin, deren mitreissende Suada dieses Buch ausmacht, will anfangs nicht: «Nein, ich werde nicht hingehen. Zu ihm. Zu dem. Dem seine Schuld vergeben, ihm einen Abschied erlauben. Ich gebe ihm diesen Abschied nicht, reiche ihm nicht die Hand, gebe nicht meinen Hass aus der Hand . . .» Als sie ihn schliesslich doch besucht, schaut sie dem Sterbenden ins Gesicht und sagt sich: «Die Scham, ihm so ähnlich zu sein. Ich habe noch immer das Gesicht von ihm. Stirb mir aus dem Gesicht.»

«Kindheitswald», im Untertitel als «Roman» bezeichnet, ist ein grosses Prosapoem in neun Gesängen. Was gezeigt wird – eine kleine, enge Welt der Grausamkeit: der ruchlose «Weggehvater»; die Mutter, die im Ort als Versagerin gilt, weil sie verlassen wurde und ihr die Schulden angelastet werden, die ihr Mann hinterliess; der unnahbare ältere Bruder, der das Elternhaus erben wird und nie Schutz und Trost spendete; die Gemeinschaft des Dorfes, einzig verschworen zur Niedertracht, Bosheit, Gemeinheit. Und immer am Rande, stetig bereit, aus dem Zimmer, dem Haus, dem Dorf in den Wald zu flüchten: das Mädchen, jetzt eine Mutter von zwei fast erwachsenen Söhnen und mit einem Mann verheiratet, von dem klar ist, dass auch er zur Feindeswelt gehört, aber nicht recht klar wird, was seine Schuld, sein Versagen eigentlich ausmacht.

Mitunter wünscht man sich, die Ich-Erzählerin – und die Autorin! – würde ihren verstörenden Furor ein wenig abmildern, die Charaktere nicht unisono anklagen und abtun, sondern die Dinge abwägen und das Dorf nicht nur als anonymes Kollektiv des Bösen zeigen. Bruchstellen, bei denen sie ansetzen könnte, tun sich im Text immer wieder auf. Da gibt es einen Liebhaber, zärtlich und empfindsam, aber der wird im Text gleich darauf kurzum entsorgt. Und da wären die beiden Söhne der Erzählerin, in denen fast so etwas wie ein gegliedertes Gegenbild von Kindsein aufblitzt. Zwei «ungelenke Bären», sind sie immer laut, immer in Bewegung, sie gehen nicht, sondern laufen und stürmen, sie lassen sich nicht unterkriegen, geben nicht klein bei – und doch, die Mutter wird ihrer, die so fröhlich durchs Leben gehen wollen, seltsamerweise nicht froh. Am Ende halten sie zum Vater, also zur Welt, also zu den Feinden. Die Erzählerin steht völlig allein, als Tochter, Schwester, Mutter, Ehefrau, als Bürgerin, und wenn sie immerhin die Sprache mit den anderen teilt, ist gerade dies eine demütigende Erfahrung: «Ihr habt mir eure Worte in den Mund gelegt, sie mir in den Mund gestopft, ihn mir verschlossen damit für die eigenen und ich kann nicht Ja sagen und nicht Nein, nur eure Worte erbrechen.»

Ein Sprachkunstwerk ersten Ranges, ein grandioses Debüt. Was kann ihm folgen? Wird Elke Laznia sich als literarische Reiseführerin durch die Höllen der österreichischen Provinz bewerben oder eine Welt jenseits davon entdecken und erkunden wollen? Das Zeug zu beidem hat sie.